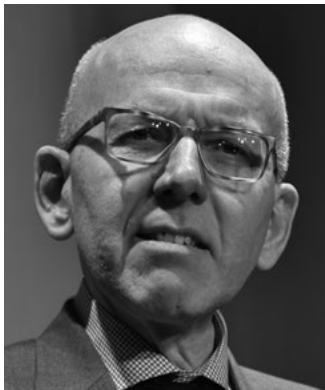


Heinz Bude

Das Gefüge der Stadt

Über Kosmopoliten, Tribalisten und Migranten



Nach wie vor wird in den aktuellen Debatten um Integration und Stadtentwicklung diskutiert, wie sich eine zunehmende Vielfalt auf das Zusammenleben in unseren Stadtgesellschaften auswirkt. Im Spannungsfeld zwischen einer weltoffenen Ankommens- bzw. Integrationskultur und einer restriktiven Asylpolitik wird auf der einen Seite der gesellschaftliche Zusammenhalt beschworen, auf der anderen Seite ein regelrechter „Riss durch die Gesellschaft“ konstatiert. Auf dem vhw-Verbandstag am 23. November 2017 zum Thema „Mit Vielfalt umgehen!“ begeisterte Prof. Dr. Heinz Bude das Publikum mit seinem Vortrag „Mit Vielfalt umgehen! Geht ein Riss durch die Gesellschaft?“. Inzwischen wurde der Vortrag verschriftlicht und liegt nun als Beitrag für unsere Zeitschrift vor.

Man könnte glauben, an den städtischen Verhältnissen entscheidet sich die Zukunft unseres Landes und der ganzen Welt. Die ökologische Frage ist eine städtische Frage, wenn man nur an das Stichwort der Verdichtung denkt. Urbanisierung ist ein Megatrend und deshalb die Grundlage für eine Politik der Ressourcensparsamkeit und Lebensdienlichkeit. Die politische Frage entscheidet sich ebenfalls in der Stadt, weil sie der erste Ort ist, in dem Menschen ihre Stimme erheben und deutlich machen, was ihnen wichtig ist. Und sicherlich ist die Stadt auch der Rahmen zur Lösung der demografischen Frage. Es geht um die Attraktivität für Eltern, für Kinder, für Enkel – und für Großeltern und Großmütter und Großväter. Die Stadt ist der Raum, wo living apart together zur Alltagspraxis gehört. Aber die Stadt ist auch der Ort für die soziale Frage unserer Zeit, denn sie ist die Kulisse der Sichtbarkeit von sozialen Unterschieden, der Fühlbarkeit von sozialem Ausschluss und der Vermittelbarkeit von Vorstellungen, wie die Welt repariert werden kann.

Die Modernisierungsfrage stellte sich von Anfang an als eine Urbanisierungsfrage. Ich erinnere nur an vier große Themen mit vier großen, bekannten Namen.

- In der Tradition des großen Max Weber ist die Stadt der Ort der unvollständigen Integration. Man kennt sich eben nicht ein Leben lang und wird von den Nachbarn und Freunden nicht auf eine Geschichte festgelegt. Der Stadtbürger spielt ganz verschiedene Rollen, die einem multiple Anschlüsse sichern und vielfältige Ausdrucksmöglichkeiten gestatten und die allein in mir, aber nicht in den anderen, die einen von Kind auf kennen, beschlossen sind.
- Die Stadt ist zweitens – Georg Simmel hat das für Berlin entwickelt – der Ort der funktionalen Indifferenz. Simmel hat das die Blasiertheit genannt. Man kommt in der Stadt nur zurecht, wenn man sich nicht von jedem Elend und jeder Vergnügung beeindrucken lässt.

- Drittens die große Botschaft der Chicagoer Schule der zwanziger und dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts für die Einwanderergesellschaft der USA, Robert Ezra Park war hier der Ideenbankier, die Stadt ist der Ort der Integration durch Segregation. Die Stadt der US-amerikanischen Moderne ist ein Mosaik aus Little Italy, Chinatown, Polish Hill, Spanish Harlem, Tortilla Flat, Korean Town, die in Kontakt kommen, indem sie sich voneinander abgrenzen – und zwar unter Kontrolle einer Polizei, die sich wie in New York in irischer Hand befindet.
- Und viertens die Grunderfahrung der europäischen Stadt aus der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, dass die Stadt durch eine städtische Governance indirekt gesteuert wird – vor allen Dingen durch Infrastrukturmaßnahmen wie Sozialen Wohnungsbau, öffentliche Verkehrsinfrastruktur, geschützte Erholungsparks, lokale medizinischen Zentren, kulturelle Cluster wie in Berlin mit Staatsbibliothek, Nationalgalerie im Westen und „Palast der Republik“ im Osten, um so eine wohlfahrtstaatlich abgesicherte städtische Vernunft walten zu lassen.

Vor diesem Hintergrund würde ich Ihnen gerne zwei Erzählungen präsentieren. Die erste ist eine böse, aber wahre Erzählung. Die zweite ist etwas freundlicher, aber vielleicht auch ein bisschen geträumt.

Eine böse Erzählung zum Wandel...

Die böse Erzählung fängt mit der Frage an, wohin eigentlich heute das viele Kapital geht, das wir auf der Welt haben. Alle Anleger suchen natürlich ein neues Silicon Valley, aber das geht nur in Form eines riskanten Venture-Capital-Einsatzes. Das weltweite Kapital, von dem immer mehr erzeugt wird, hat mindestens seit 2008 die Städte als sehr sichere und profitable Anlagemöglichkeiten entdeckt. Dieser Trend, das muss ich

Ihnen leider sagen, wird weitergehen. Die Städte stehen unter dem Druck des Kapitals. Die Effekte sind offensichtlich: die Distrikte mit den Law Firms, mit den Headquarters der multinationalen Konzerne, den Dependancen der Finanzdienstleister, mit einem Wort: die Londonisierung der Städte, die vor unseren Augen, oft mit öffentlicher Förderung stattfindet – nicht nur in Frankfurt am Main und München, sondern auch in Dortmund und Ingolstadt. Die andere Seite, die damit einhergeht, ist die Brooklynisierung der Städte. Das sind die Hipster, die Foodies, die alle Craft Beer trinken und Dry-Aged Steaks essen wollen, die City-Rider, die Dealer von allem Möglichem – nicht nur von Drogen, sondern auch von Kunstwerken und Kreativkonzepten.



Abb. 1: Vorsicht – rutschig! Stadt als Kulisse für die soziale Frage (Foto: Jost)

„Open-Future-Jobs“ und „Dead-End-Jobs“

Das ist der Grund für die Polarisierung der Städte: hier die Leute mit den Lovely Jobs, die Selbstwirksamkeitserfahrungen versprechen und ein komfortables Leben ermöglichen, und da die Leute mit den Lousy Jobs, die in ihrem gesamten Berufsleben nie auf einen grünen Zweig kommen. Ich meine die Dead-End-Jobs in der Gebäudereinigung, im Transportwesen, in der Zustellbranche, bei den Discountern. Sie bleiben in ihrer Berufsbiografie, die in der Regel nicht länger als 25 Jahre dauert, auf der Position, auf der sie angefangen haben, und kommen hier und heute im Durchschnitt bei vollzeitigen, nichtbefristeten Beschäftigungsverhältnissen auf ein monatliches Nettoeinkommen von 1.000,- Euro. Beide Jobarten nehmen zu: die Dead-End-Jobs wie die Open-Future-Jobs. Und der Schauplatz der Begegnung von Menschen mit solchen Jobs sind die Städte.

Wie zeigt sich das in den Städten? Wir haben die vielen Zuziehenden und die immer weniger Dableibenden. Wenn man heute in New York als Polizist leben möchte, ist es sehr schwierig, überhaupt einen Wohnort zu finden, um seinen Beruf ausüben zu können. In Brooklyn kostet ein Haus, in dem wir vielleicht so einigermaßen leben wollten, weil die Fenster dicht sind, zwischen zwei und drei Millionen Dollar. Wer soll denn das bezahlen, der einigermaßen normal tätig ist? Mit

der Zunahme der Migration in Europa treffen auf der anderen Seite arme Menschen in den Städten ein und kommen in subproletarischen Überlebenscamps unter. Die heißen beispielsweise Dortmund-Nordstadt. Diejenigen wiederum, die dem Ruf der Creative Cities folgen, trifft man in Hipster Places an. Das können durchaus Eckkneipen wie in Berlin-Neukölln sein, wo noch ein paar Alteingesessene am Stammtisch sitzen und hinten am Billardtisch Englisch gesprochen wird. Die Hipster nehmen die Alteingesessenen als Erlebnisdekor und diese wiederum fragen sich, wann sie Englisch sprechen müssen, um hier noch weiter ihr Bier trinken zu können. Dieses soziale Crosscutting ist kein Witz, sondern eine objektive Ironie der neuen Stadtgesellschaft.

Finanzialisierung, Fragmentierung, Festivalisierung

Die Schlangenlinie der Gentrifizierung führt dazu, dass der Zufall des Sich-Treffens in der Stadt, der einem ermöglicht, eine andere Erfahrung zu machen, zurückgeht, und die Homogenisierung steigt. Mit den Clubs, den Restaurants, den Bioläden, den Galerien, den öffentlichen Gärten, den Fahrradläden, den Yoga-Studios, den Sneaker-Shops kommt die schleichende Homogenisierung – dirigiert von den Ankaufstrategien des Anlagekapitals. Alle reden dann plötzlich von Entschleunigung, Freundschaftsnetzwerken, von Resonanz Erfüllung, von Kreativitätserfaltung. Das sind die Vokabeln der urbanen Homogenisierung. Die böse Erzählung kennt drei Fs: Finanzialisierung, Fragmentierung und Festivalisierung. Denn diese neue Stadt des Kapitals braucht einen neuen Museumsbau, braucht die Bilbao-Effekte, braucht Kreativmenschen, die eine Baracke mieten, wo sie irgendwelche fancy Drinks mixen, braucht Science-Labs für die regionalen Weltmarktführer, die sich in internationalisierten Städten auf die Suche nach der Manpower für ihre F+E-Abteilungen machen.

So wird die Stadt zum Ort eines Klassenkampfes der Affekte: Klassenkampf zwischen den sich verheimatenden Kosmopoliten, die in der neuen Stadt ihre Heimat finden, und den entheimateten Tribalisten, die sich als vertriebener Stamm fühlen und mit großem Argwohn die Leute mit den Bärten und den Kaffeebechern als Agenten der Enteignung ihres hergebrachten Lebensraums ansehen. Zwischen den beiden sind Kompromisse unwahrscheinlich. Die einen suchen Orte unter Schildern, auf denen Refugees welcome steht, auf und die anderen machen auf ihre Weise deutlich, für wie schwierig sie Willkommenskultur mit Schrottimobilienhändlern und Anfeindungen unter Angekommenen halten und werfen die Frage auf, wer sich für ihre Lebensbelange interessiert. Wer redet von den normalen Menschen in den großen Städten? Der Blickpunkt liegt auf den Überlebenscamps, den Headquarters und den Craft-Beer-Places. In der polarisierten Stadt der Zukunft könnten die „Normalen“ zu einer unbeachteten und „unnützen Population“ (Jacques Donzelot) werden.

... und eine freundliche Erzählung

Die freundliche Geschichte geht ganz anders. Die freundliche Geschichte beginnt mit zwei Büchern, die die stadtpolitische Debatte in den letzten zehn Jahren verändert haben. Das eine Buch ist „If Mayors Ruled The World“ von Benjamin Barber. „Dysfunctional Nations, Rising Cities“ heißt dieses Buch im Untertitel. Darin wird die starke Behauptung begründet, dass die Städte Orte der Zukunft sind und hier die neue Welt erfunden wird. Lasst uns mit den Bürgermeistern reden und nicht mit den Bundeskanzlerinnen. Dort passiert das, was die Zukunft ausmacht. Dort wird ausgemacht, wie die Smart City mit der Arrival City zusammenkommt und wie das mit der Creative City kombiniert werden kann. Das andere Buch, das eine freundliche Erzählung unterstützt, stammt von Doug Saunders aus dem Jahre 2011 und trägt den Titel „Arrival City“. Darin wird für einen Perspektivenwechsel argumentiert: Lasst uns nicht länger auf diese Orte der Explosion als Orte des Ausschlusses schauen, sondern als Orte des Ankommens. Favelas sind komplexe urbane Gebilde des Ankommens, Experimentallabore der Ausbildung von Kompetenzen und Brückenköpfe des Auschwärmens in die Ankunftsgesellschaft. Hier werden informelle Qualifizierungen eingeübt, die irgendwann mal in formelle Qualifizierungen übergehen, hier werden Geschäftsfelder erschlossen, die langfristige Beschäftigungschancen schaffen. Es sind Orte einer informellen Ökonomie, die nach und nach zum Element einer formellen Ökonomie werden. Die Städte entpuppen sich unter dieser Perspektive als Labore einer neuen Welt, das ist die große These des neuen Urbanismus.



Abb. 2: „Creative Cities“: Neue Dienstleistungen für Hipster (Foto: Annick Rietz)

Nehmen wir die Modelle der Zwischennutzung, des Experimentierens, der Rückgewinnung, von denen der neue Urbanismus schwärmt: also übergangsweise ein bisschen Garten machen, Zusammenbauen, was kaputt ist, Rückgewinnung von städtischem Raum durch interkulturelle Kollaboration, Rekombination von überflüssigen Strukturelementen in informellen Märkten. All das wird heute unter der Debatte der Repair Cities verstanden – sozusagen der Städte, die immer

wieder das Reparieren, das Neukombinieren von Vorgefundenem vornehmen, in der Art und Weise, wie man baut, dass man nicht alles zu Ende baut, sondern halbfertig lässt, damit andere Leute an der Stelle weitermachen können. Dazu kommen Überlegungen über Energiegewinnungskreisläufe, Tauschbörsen und Zivilsteuern. Die Idee etwa, dass sich der Stadtteil einen Buchladen leistet, dessen Miete von den Anwohnern finanziert wird. Da deutet sich ein Regime informeller Zivilsteuern an. Man wartet nicht endlos auf den Staat, sondern lässt sich die Lebensqualität im Viertel etwas kosten.

Den Widerspruch auflösen?

Einer der zentralen Begriffe für die Stadt der Zukunft ist das Versammeln. Man versammelt sich an Orten, sammelt Energien und führt Unterschiedlichkeiten zusammen, was die Spaltung überwindet und im Idealfall die Idee eines experimentellen „Wirs“ in die Stadt bringt, die den Wunsch des Respekts mit einem Bekenntnis zu Verpflichtung verbindet. Wenn man Respekt füreinander hat, ist man auch füreinander verpflichtet, das heißt, man hat – oder gewinnt – ein Gefühl, dass Miteinanderauskommen auch heißt, etwas herzugeben.

Aber auf welchem Boden soll das passieren? Kann man sich vorstellen, dass diese freundliche Erzählung die böse Erzählung dominiert? Was wären die Voraussetzungen dafür, dass das geschieht? Ich glaube, das ist ein sehr einfacher, aber möglicherweise folgenreicher Gedanke. Man muss den sozialen Zusammenhalt in städtischen Kontexten immer im Zusammenfügen von horizontalen und vertikalen Bewegungen denken. Man kann die Stadt der Zukunft nicht im Sinne einer horizontalen Erweiterung von Zugehörigkeiten, von horizontalen Zusammenfügungen unterschiedlicher Zuflüsse alleine verstehen. Man muss immer eine vertikale Linie einziehen, um die eigenen Potenziale der Stadt zu entdecken und zu wissen, wer für die „Eigenlogik der Stadt“ (Martina Löw) bereit ist, Verantwortung zu übernehmen. Mit der vertikalen Dimension meine ich so etwas, was Fernand Braudel, der große französische Historiker der Mentalitäten, „Strukturen langer Dauer“ genannt hat.

Hierarchien des Hierseins

Städte basieren auf Strukturen langer Dauer. Eine Hafenstadt ist anders verfasst als eine Stadt, die man vielleicht als Bankstadt bezeichnen kann. Eine Stadt, die aus dem mittelalterlichen Oikos-Gedanken kommt, mit Ober- und Unterstadt, ist etwas völlig anderes als ein neuer Industriort, der Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem Boden gestampft worden ist. Städtisches Leben beruht auf dem, was Norbert Elias in dem zusammen mit John L. Scotson verfassten Buch „Etablierte und Außenseiter“ die „Hierarchie des Hierseins“ genannt hat. Städte definieren sich über Hierarchien des Hierseins. Ein Stadtbürgertum ist dann vorhanden, wenn es Leute gibt, die für sich in Anspruch nehmen, Regeln zu definieren, allein aus dem Anspruch, dass sie zuerst da waren. Das ist natürlich eine Legitimation, die immer in Frage steht. Aber diese Gruppe verbürgt die vertikale Di-

mension ist, die dem horizontalen Hineinnehmen von anderen eine gewisse Ruhe verleiht. In kritischen Begriffen geht es um das Verhältnis von Hegemonie und Alterität.

Die Konkurrenzen zwischen türkisch- und arabischstämmigen, italienisch- und griechischstämmigen, russisch- und polnischstämmigen Deutschen, die von den Kindern und Enkeln der Zugewanderten auf den Schulhöfen ausgefochten werden, hängen mit der Tatsache des Entstehens von Hierarchien des Hierseins zusammen. Diese Logik der sozialen Zeit ist einerseits für Ethnorassismus verantwortlich, und regelt andererseits die Anschluss-Selektivität von Einwanderungswellen in einer Einwanderergesellschaft. Den Letzten werden von den Vorletzten die Regeln so vorbuchstabiert, wie diese sie verstanden und für sich ausgelegt haben. Das ist der Grund für Zurückweisung wie für Aufnahme. Sie können die Arme nur aufmachen, wenn Sie irgendwo stehen, sonst können Sie niemanden empfangen. Das ist ein sehr einfacher Gedanke, der aber sehr wichtig für die Strukturbildung von städtischen Zusammenhängen ist:

- Man kann das an der Entwicklung von Quartieren erkennen. Die Metamorphose von Quartieren beruht auf der rituellen Kommunalität in den Nachbarschaften. Ritualität bedeutet: Hier verhält man sich so, hier findet man sich so zusammen, hier hat man Freude an diesen Dingen. Nicht im Sinne einer reflexiven Orientierung, die die Kontingenz des Andersmachens mitbedenkt, sondern als ein selbstverständliches Immer-wieder-Tun. Das ist sicherlich eines der Probleme in solchen Lagen wie in der Dortmunder Nordstadt, die nie zur Ruhe kommen, weil immer neue Einwanderergruppen die Hierarchie des Hierseins in Frage stellen und kaum auf Vorletzte treffen, die sie herausfordern, weil sie als Migrationsgewinner den Stadtteil längst wieder in Richtung auf bessere Gegenden verlassen haben.
- Das zweite Strukturmerkmal sind Traditionen ziviler Höflichkeit im Umgang der Stadtbürgerinnen und Stadtbürger untereinander. Zivile Höflichkeit beinhaltet eine gewisse Indifferenz. Höflich sein heißt Abstand halten, sich nicht für alles interessieren, auch im Stillen deutlich zu machen, was einem missfällt oder sogar was einen abstößt. Wenn sich alle auf die Berechtigung verständigen könnten, andere auch mal abtropfen zu lassen, wäre für ein Gemeinwesen viel gewonnen.
- Das dritte Merkmal besteht in der Kostenakzeptanz für Gemeinschaftsaufgaben. Städte entwickeln sich nur dann, wenn Stadtbürgerinnen und Stadtbürger bereit sind, für Kosten aufzukommen, die für die Pflege eines städtischen Gemeinns anfallen. Natürlich darf man als Steuerzahler die Aufrechterhaltung einer notwendigen städtischen Infrastruktur einklagen, aber eine Stadt braucht immer auch Extrainvestitionen, die Gelegenheiten für den Beweis der Existenz einer städtischen Gemeinschaft bilden. Das kann etwa die Mitgliedschaft in einem Kulturverein oder die Beteiligung an einer Bürgerinitiative sein.

- Der letzte und nicht unwichtigste Punkt ist die Freude am Zufall. Die Stadt als Ort der Begegnung von Fremden lebt davon, dass nicht alles erwartbar ist. Es müssen in der Stadt Dinge passieren können, die einen vom einen auf den anderen Moment in einen anderen Zustand versetzen. Dieser von Charles Baudelaire herbeigesehnte Augenblick einer profanen Epiphanie ist gewissermaßen der romantische Aspekt des städtischen Lebens. Es ist das Moment der Kontingenz in der kommunalen Ritualität, das einem zu verstehen gibt, dass man sich auch beim Gang durch den Kiez, rechts und links grübelnd, in der Stadt und nicht auf dem Dorf befindet.



Abb. 3: Prof. Dr. Heinz Bude auf dem vhw-Verbandstag 2017

Monopol auf die Zukunft gehört nicht dem Westen

Lassen Sie mich noch einen letzten Punkt aufgreifen, der eine entscheidende Rahmenbedingung für das Gelingen der Stadt von morgen darstellt: Das ist ein grundlegender Wandel in der Weltgesellschaft in den letzten zwanzig Jahren. Dieser Wandel ist dadurch gekennzeichnet, dass eine Entwicklung, die knapp 200 Jahre lang gedauert hat, vor unseren Augen zu Ende geht. Diese in die Moderne führende Entwicklung bedeutete, dass sich ein Fünftel der Menschheit von Jahr zu Jahr von den anderen vier Fünfteln, was ihre Lebenschancen und die Art und Weise ihrer Lebensführung betrifft, entfernte. Das eine Fünftel nannte man dann Industrieländer und den Rest Entwicklungsländer. Diese Entwicklung verläuft heute in umgekehrter Richtung. Seit einem Vierteljahrhundert nimmt der Abstand zwischen dem globalen Norden und dem globalen Süden von Jahr zu Jahr ab. Vor zwanzig Jahren lebte man noch zwanzig Mal besser in Frankreich oder in Deutschland als Indien und China. Heute leben wir hier nur noch zehn Mal besser. Es gibt heute reiche Chinesen, die reicher sind als die reichsten Amerikaner. Die Mittelklasse in Indien, Vietnam, Südafrika wächst quasi von Monat zu Monat. Der Abstand zwischen den Ländern des Vierfünftels zu den Ländern des einen Fünftels nimmt kontinuierlich ab. Das wird meiner Ansicht nach in den nächsten fünfzig Jahren so weitergehen.

Das ist der Grund für das Phänomen der weltweiten Migration insbesondere nach Europa: dass es den Menschen weltweit bessergeht. Menschen verlassen ihre Heimat nicht, wenn es ihnen schlecht geht und sie vor dem Nichts stehen, weil sie gar nicht die Ressourcen oder das Vorstellungsvermögen dafür haben. Leute, die migrieren, kommen aus Ländern, in denen es anfängt, besser zu werden. Deshalb haben sie überhaupt nur die Idee, dass sie es woanders schaffen könnten. Heute kommt noch ein entscheidender Faktor hinzu: Über ein Smartphone kann man sich überall auf der Welt darüber informieren, wie die Chancen für ein besseres Leben woanders bestellt sind. Ein Angehöriger aus der Oberklasse Burundis kann sich leicht ausrechnen, dass er in Europa selbst unter miserabelsten Bedingungen ein Vielfaches mehr an Geld und Waren zur Verfügung hat, als wenn er sich weiter in seinem Heimatland abmüht. Vor 150 Jahren lag das Verhältnis des Preises für einfache Arbeit, etwa auf dem Bau, zwischen einem ländlichen Tal in China und der Metropole Amsterdam bei 1:4. Das vierfache Einkommen für einfache Arbeit im Kolonialland Niederlande verglichen mit dem seinerzeit peripheren China. Heute verdient ein Bauarbeiter aus Burundi hundertmal mehr für die gleiche Arbeit in Dänemark als in seinem Heimatland. Da kommt man als eine Person, die in ihrem Leben noch was vorhat, schon ins Grübeln – vor allen Dingen, wenn man sich vor Augen führt, was auf der Welt los ist.

Wir haben es im Blick auf die Verhältnisse globaler sozialer Ungleichheit nämlich mit einer paradoxen Entwicklung zu tun: In dem Maße, wie die Ungleichheit zwischen den entwickelten und den über zweihundert Jahre unterentwickelten Ländern zurückgeht, steigt sie innerhalb der einzelnen Länder: in China mit bitterer Armut in einzelnen ländlichen Gebieten und glitzerndem Reichtum in den globalen Städten. Und dazwischen eine neue Mittelklasse, die von einem VW Golf träumt und sich Illy Kaffee leistet. Aber diese Spaltung existiert eben auch in Großbritannien mit Deindustrialisierungsbrachen im Norden und hübschen ländlichen Kleinstädten im Süden und mit der allgemeinen Ungewissheit, was eine britische Mittelklasseposition ausmacht und wie viele noch dazugehören. Aber diese widersprüchliche Entwicklung reißt nicht nur das jeweilige Land, sondern, wie bereits mit dem Kampf um Anerkennung zwischen den entspannten Globalisten und den erregten Territorialisten angedeutet, auch die Städte auseinander. Wohin führt das alles?

Eines der gefährlichsten Bücher, das es heute in der Welt gibt, stammt von Frantz Fanon, der aus Mosambik stammt und in Frankreich zum Arzt und Psychiater ausgebildet worden ist. Dieses Buch trägt den Titel „Die Verdammten dieser Erde“ und wurde mit einem sehr berühmten Vorwort von Jean-Paul Sartre veröffentlicht und gilt als ein Gründungstext der Negritude. Diesem Buch kann man sich kaum entziehen. Es handelt vom Recht auf Rache als Voraussetzung einer Menschwerdung. Wer über 200 Jahre runtergehalten wurde, darf Rache üben, um überhaupt ein Gefühl seines Selbst zu entwickeln. Fanon beschreibt diesen

furchtbaren Gedanken: Um ein Gefühl der Eigenmächtigkeit zu gewinnen, müsse man bereit sein, Rache zu üben, dann wisse man, wer man ist. Wir importieren heute in Europa nicht nur Menschen, die wie wir alle ein besseres Leben für sich erstreben, sondern sie haben auch eine innere Botschaft in sich, die heißt: Das Monopol auf die Zukunft gehört nicht mehr dem Westen. Das haben wir! Wir fordern die Zukunft für uns ein: Mit unserer Energie, unserer Leidenschaft, unserem Stolz.

Hoffnung ohne Optimismus

Um keine Angst zu verbreiten, verweise ich zum Schluss auf ein anderes Buch, das ebenfalls von einer farbigen Person geschrieben worden ist: von einem der wesentlichen Denker unserer Situation, einem jetzt in Johannesburg lehrenden Philosophen Achille Mbembe, dessen Werk „Kritik der Schwarzen Vernunft“ heißt. Dieses Buch hat eine bemerkenswerte Grundbotschaft. Der Autor kennt seinen Frantz Fanon in- und auswendig. Er sagt: Ja, es gibt ein Recht auf Rache. Das Recht auf Rache zeigt sich in der neuen Religiosität der Rache. Sie verbindet sich mit religiösen Narrativen. Cassius Clay ist als Muhammad Ali gestorben. Aber er fragt als ein Sohn seines Volkes, der nicht länger Sklave der Versklavung sein will: Was ist noch mit unseren Führern passiert? Mit Malcolm X, mit Martin Luther King, mit Patrice Lumumba und den anderen? Sie alle sind ermordet worden. Der Mord an ihnen war der Preis, dass sie unser Volk anführen konnten. Die einzige Ausnahme, die ihn völlig aus der Bahn wirft, ist Nelson Mandela. Nelson Mandela ist normal gestorben und nicht ermordet worden. Warum er nicht ermordet wurde, beantwortet dieses Buch. Mandela hat 30 Jahre lang im Kerker verbracht und dort entdeckt, dass Rache nicht weiterführt. Das Buch sagt, es gebe nur eine Chance – Wir müssen die Welt als eine Welt anerkennen. Das eine Fünftel muss auch das Vierfünftel als Element der einen Welt anerkennen. Wenn wir gemeinsam wüssten, dass wir in einer Welt leben, dann brauchen wir keine Rache mehr zu üben – jedenfalls haben wir die Chance, keine Rache mehr üben zu müssen – so endet dieses Buch, ein sehr beeindruckendes Buch.

Angesichts aller dieser Entwicklungen, die ich Ihnen geschildert habe, bin ich nicht sonderlich optimistisch, das gebe ich zu. Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen Optimismus und Hoffnung. Optimisten können nerven, weil sie immer und überall das Gute sehen wollen. Sie können einem wie Zwangsneurotiker mit rosa Brille vorkommen. Hoffnung ist etwas anderes. Hoffnung hat eine spirituelle Dimension. Die ganz einfache, aber im Zweifelsfall grundstürzende Botschaft, die Geschichte überhaupt erst möglich macht, lautet: Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.

Prof. Dr. Heinz Bude
Lehrstuhl für Makrosoziologie an der Universität Kassel